

Was ist schlimmer als der Tod eines Kindes? Wenn es zu einem solchen Unglück kommt, stehen die Eltern oft im Zentrum. Die Gruppe «Life with» richtet sich an jene, die manchmal vergessen gehen: Die Geschwister der verstorbenen Kinder.

«Ich musste den Weg alleine finden»

KATHARINA BAUMANN

ENGELBURG. Den Abend des 6. August 1997 verbrachte Nicole Ochsner mit Freunden in einem Restaurant. Sie war gerade 20 Jahre alt geworden und beruflich etwas orientierungslos. Die Lehrabschlussprüfung war nicht so gelaufen, wie die junge Frau es sich vorgestellt hatte. Wie sollte es nun weitergehen? Zunächst einmal wollte sie einen Sprachaufenthalt machen; gerade klärte ein Reisebüro für sie ab, ob sie in Irland als Au-pair arbeiten könnte. Nicht nur über die Zukunft von Nicole sprachen die Freunde an jenem Abend, sondern auch über ihren Bruder. Stefan, zwei Jahre älter als sie, reiste gerade durch Chile. Und jetzt, vielleicht gerade während die Schwester in der Schweiz über ihn sprach, endete die Reise des Bruders für immer. Doch davon wusste die Familie noch nichts.

Am nächsten Tag klingelte es an der Tür der Familie Ochsner in Engelburg. Als Mutter und Tochter die Türen öffneten, standen sie einem Pfarrer und einem Polizisten gegenüber. «Ihr Sohn hatte einen Unfall», sagte der Polizist. «Er ist ums Leben gekommen.» Mutter und Tochter standen unter Schock. «Wir stellten viele Fragen, aber sie wussten keine Antworten», sagt Nicole Ochsner heute. Stattdessen wurden sie ans Schweizerische Aussendepartement verwiesen. Die Erinnerung an jenen Tag sei wie unter einem Schleier verborgen, sagt Nicole Ochsner. «Ich hatte das Gefühl, dass es mich bodigt.» Und: «Es war schrecklich, meine Eltern so hilflos und schockiert zu sehen.»

Dann kam der Lastwagen

Stefan, der 21jährige Bruder von Nicole Ochsner, war bereits einige Wochen vorher nach Südamerika gereist. In Chile besuchte er seine Freundin Carolina, die er während eines Sprachaufenthalts in Kanada kennengelernt hatte. Nun wollte er ihre Sprache lernen, er wohnte bei ihr und ihrer Familie. Das Leben schien auf ihn zu warten: Er war Elektromechaniker und hatte das Militär gemacht. «Wir sind sehr behütet aufgewachsen», erinnert sich seine Schwester. «Er war der typische grosse Bruder.» Ausserdem sei er ein Musterkind gewesen, er machte viel Sport, war gradlinig, auch ein wenig patriotisch. In dem Zusammenhang stand auch der letzte Kontakt der Geschwister. Am 1. August, dem Nationalfeiertag, rief er zu Hause an.

Dann kam der 6. August. Das junge Paar war mit dem Auto auf einer Strasse ins Landesinnere unterwegs. Dann kam es zur Frontalkollision mit einem Lastwagen. Warum genau das Unglück passiert ist, weiss die Familie Ochsner bis heute nicht. «Das wollten

wir nie wissen, es würde nichts ändern», sagt Nicole Ochsner heute. Auch welcher der beiden jungen Menschen am Steuer sass, haben die beiden Familien nie gefragt.

«Die Familie aus Chile hat alles Administrative für uns geklärt und hat uns sogar die Urne in die Schweiz gebracht», sagt Nicole Ochsner. Während dessen fiel die Familie in grosse Trauer. Es war nicht das erste Mal, dass in der Familie ein Kind gestorben war. Eine Cousine war mit 16 verunfallt und gestorben.

Alles wurde zu viel

«Wir hatten ständig Besuch, das hat uns stark unterstützt», erinnert sich Nicole Ochsner. Und doch: Das ständige Reden über den verstorbenen Bruder vertrat die junge Frau nicht gut, ihre Bedürfnisse waren anders als jene der Eltern. «Ich zog mich immer stärker zurück.» Die ständige Erinnerung an den Bruder, das Rückwärtsschauen, während ihre eigene Zukunft so unklar war, war zu viel. «Ich war damals nicht bereit dazu, ständig darüber zu reden und hinzuschauen, was passiert war.» Das Timing sei nicht dasselbe gewesen, sie musste einen eigenen Weg finden,

mit dem Geschehenen umzugehen. Nicht leicht, wenn ständig jemand da war, der mit ihr reden wollte, und die Zeitungen vom «Horrorcrash in Südamerika» berichteten. Innerlich war sie nicht nur traurig, sondern auch wütend: «Ich fand es ungerecht, dass er keine Chance bekam, richtig ins Leben zu starten. Und dass ich ihn als Erwachsenen nicht kennenlernen durfte.»

Viele waren neugierig

Wie sah ihr Weg aus, mit der Trauer umzugehen? «Ich ging oft in den Ausgang», sagt sie. Manchmal sprach sie mit den Kolleginnen darüber, oft aber auch nicht. Im Oktober reiste Nicole Ochsner nach Irland. Ihre Gastfamilie hatte sie informiert. «Ansonsten war es aber für mich gut, dass ich selbst entscheiden konnte, wem ich davon erzählte.» Entschied sie sich fürs Erzählen, so waren die Reaktionen gemischt: «Viele waren neugierig.» Gut sei immer gewesen, wenn die Reaktion authentisch war. Obwohl sie sich äusserlich so wenig anmerken liess, sagt Nicole Ochsner heute: «Sein Tod hat mich total verändert.» Der Tod des Bruders nahm ihr den Wind aus den Segeln, sie sei überlegter, ehrgei-

ziger und bedachter geworden. «Ich habe die Ernsthaftigkeit des Lebens voll zu spüren bekommen.»

Nach der Irlandreise trat sie eine Bürostelle in einem Medienunternehmen an. Langsam fasste sie Fuss im Berufsleben. Zwei Jahre nach dem Tod des Bruders reiste sie mit den Eltern an die Unfallstelle. Sie besuchten auch die Familie der Freundin ihres Bruders. Noch später, als das Internet verbreitet war, stiess sie auf den Verein «Life with», eine Selbsthilfegruppe für Geschwister von verstorbenen Kindern. Einziger Haken: Die Gruppen richten sich an 15- bis

25jährige Jugendliche. Dennoch kontaktierte sie das Team, um Unterstützung anzubieten. Vor kurzem gründete nun Nicole Ochsner eine neue Gruppe – ohne Jugendliche. «Sie ist weniger als klassische Selbsthilfegruppe, sondern als Plattform gedacht, wo Betroffene sich kennenlernen können», sagt sie. «Das hätte ich damals gebraucht.» Und es bleibe wichtig: Denn auch wenn der Bruder selbst nicht mehr da ist, die Erinnerung und der Verlust bleiben. «Dieses Gefühl kann nur nachvollziehen, wer selbst auch einen Bruder oder eine Schwester verloren hat.»



Nicole Ochsner bleibt nur die Erinnerung an ihren Bruder, der 1997 in Südamerika bei einem Unfall gestorben ist. Nun hat sie eine Selbsthilfegruppe gegründet.

Bild: Ralph Ribi

Verein Das erste Treffen

«Life with» dem «Verein Regenbogen Schweiz» angeschlossen, richtet sich an Menschen, die eine Schwester oder einen Bruder verloren haben. Es ist das einzige Selbsthilfe-Angebot für hinterbliebene Geschwister in der Deutschschweiz. Neu gibt es auch eine Gruppe, die sich an Erwachsene richtet. Die Treffen sollen nicht ausschliesslich als

Gesprächsrunden ablaufen, sondern als ungezwungene Anlässe, an denen man ins Gespräch kommen und sich so kennen lernen darf. Der erste Treff des Vereins findet am 4. Juli in Zürich statt. Links: www.lifewith.ch/Seiten/Treff.php <https://www.facebook.com/lifewith.ch> www.verein-regenbogen.ch

Für ihren Mut, die Verwahrungs-Initiative zu lancieren, gewann Anita Chaaban aus Buchs einst die Publikumswertung des Prix Courage. Inzwischen ist sie selber Jurymitglied dieses Preises, der dieses Jahr erstmals an Junge verliehen wird.

Mut gründet auf einer inneren Überzeugung

HEINI SCHWENDENER

BUCHS. Am 8. Februar 2004 hat das Schweizer Stimmvolk die Verwahrungs-Initiative angenommen. Die beiden Initiantinnen, die Werdenberger Hausfrauen Anita Chaaban und Doris Vetsch, haben damit als politische Neulinge im Alleingang einen Riesencoup gelandet: Sie haben erstens eine Volksinitiative lanciert, zweitens die notwendigen Unterschriften gesammelt und drittens für ihre Anliegen ein Ja an der Urne erlangt. Manch renommierte Partei und manch einflussreicher Verband hat selbige versucht und ist gescheitert – spätestens an der Urne. In der Folge gewannen Anita Chaaban und Doris Vetsch im Jahr 2004 die Publi-

kumswertung für den Prix Courage, den die Zeitschrift «Beobachter» seit 1997 verleiht.

Immer weniger Zivilcourage

Inzwischen ist Anita Chaaban aus Buchs seit vielen Jahren selber Jury-



Anita Chaaban

mitglied des Prix Courage. Chaaban ist überzeugt: «Heute gibt es immer weniger Menschen mit Zivilcourage.» Mit dem Prix Courage sollen darum Persönlichkeiten gewürdigt und gefördert werden, «die unerschrocken und mit Hingabe für eine Idee kämpfen – zugunsten einer offenen, solidarischen und gerechten Schweiz.»

Was zeichnet denn für das Jurymitglied Anita Chaaban Mut und Zivilcourage aus? «Mutig sein heisst für mich, sich von einer Idee, die auf einer tiefen inneren Überzeugung gründet, nicht abbringen zu lassen und sie auch umzusetzen.» Wer nicht versuche, was überhaupt möglich sei, werde es auch nie erfahren. Wer zu viel hinterfrage, bekomme schnell das Gefühl, es nicht zu schaffen, ver-

liere den Mut und bleibe letztlich tatsächlich auf halber Strecke stecken.

Neu für Kinder und Jugendliche

Erstmals wird heuer auch ein Prix Courage Next Generation verliehen für selbstlose und mutige Taten junger Menschen bis 16 Jahren. Ein Marketing-Gag des «Beobachters»? Chaaban verneint: «Junge Menschen, die Zivilcourage aufbringen, haben Vorbildwirkung für andere Kinder und Jugendliche.» Es brauche beispielsweise Mut, sich an einer Schule für ein Mobbingopfer einzusetzen, weil der Jugendliche, der einen solchen Fall aufdecke, ja selber Gefahr laufe, gemobbt zu werden.

Zehn Jahre nach ihrer erfolgreichen Verwahrungs-Initiative will

es Anita Chaaban noch einmal wissen. Sie startete jüngst gleich zwei Volksinitiativen: Gefordert wird ein Zentralregister von Sexual- und Gewaltstraftätern und die Haftung von Behördenmitgliedern für Rückfälle von Sexual- und Gewaltstraftätern.

Je 100 000 Unterschriften

Inzwischen ist Anita Chaaban zwar kein politisches Greenhorn mehr, beweist aber erneut Zivilcourage, zieht sie ihr Ding doch ohne Parteien und PR-Profis durch. Winkt ihr ein neuer Prix Courage, wenn die Geschichte gleich endet wie vor zehn Jahren? «Nein, nein, eine Auszeichnung reicht!», sagt sie lächelnd. Sowieso müssten nun zuerst die je 100 000 Unterschriften gesammelt werden.